

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 63=83 (1917)

Heft: 22

Artikel: Vom Gebirgskrieg (Schluss)

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-33528>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vorzunehmen. Die Ost- und Südost-Front von Antwerpen wurde von den Belgiern in Erkenntnis der unbedingten militärischen Notwendigkeit in ein völlig kahles Glacis umgewandelt. Blühende Dörfer, alte Schlösser, ganze Villenviertel wurden dem eisernen Zwang strategischer Erkenntnis geopfert. Wertvolle Obstplantagen und hochstehende, jahrhundertlang gepflegte Kulturen wurden umgelegt. Die heranführenden Straßen wurden ihres alten einrahmenden Baumschmuckes beraubt. Im weiten Umkreis von vielen Kilometern wurde die reiche Gegend in eine kahle Oede verwandelt. Keine Rücksicht galt als die der militärischen Notwendigkeit. Eine breite Oede — denn es ist heute unter Glacis etwas anderes zu verstehen, wie vor diesem so viele alte Anschauungen begrabenden Weltkrieg. Die weittragenden Geschütze verlangen eine andere, viel gewaltigere Tiefe bei Schaffung des Vorfeldes.

Wenn solches im eigenen, hochkultivierten Gebiet geschah, wie soll man es da den Deutschen verübeln, wenn sie in Feindesland, das ohnehin durch die Artillerie des Gegners bereits halb verwüstete Vorgelände ihrer neuen Stellung ebenso herrichteten. Ist es aber dort noch gründlicher geschehen, wie vor den belgischen Festungen, so wird eine sachliche Beurteilung es wohl bedauern, aber militärisch nur billigen können.

Nur wer den Krieg am rechten Ort rücksichtslos zu führen versteht, erzielt Erfolge. Daß man bei der im Kriege gebotenen Rücksichtslosigkeit nicht jedesmal ängstlich abwägen kann, ob der Wert eines Objektes seine Erhaltung wünschenswert erscheinen läßt oder nicht, ist selbstverständlich. Von jeher hat der Zurückgehende die Brücken hinter sich zerstört. So verfuhr auch der Marschall Davoust im Frühjahr 1813 mit der berühmten ehrwürdigen Dresdener-Brücke. Wohl hat der Marschall, wie ein Brief an seine Gattin aus jenen Tagen kündigt, diesen Schritt aufrichtig bedauert, ihn aber als militärisch unbedingt notwendig bezeichnet. Er fühle sich dadurch gerechtfertigt, schreibt er, daß er nicht den Herzogstitel von Auerstedt führen würde, wenn 1806 die Preußen nicht unterlassen hätten, die Köseener Saale-Brücke zu sprengen und es ihm dadurch ermöglicht worden wäre, sich ihnen auf dem linken Flußufer vorzulegen. Uns scheint, daß Niemand das Recht hat, den deutschen Führern willkürlich andere Empfindungen unterzulegen als sie hier der französische Marschall aus der Vergangenheit äußert. Denn es geht doch wohl nicht an, den Deutschen daraus einen Vorwurf zu machen, daß sie den Krieg besser verstehen, als die Preußen des Jahres 1806.

Vom Gebirgskrieg.

(Schluß.)

Das Gefecht entwickelte sich, und die Dämmerung sank herab. Es flaute aber mit der immer stärker werdenden Dunkelheit nicht ab, sondern wurde lebhafter und nahm fortgesetzt an Heftigkeit zu. Durch die Abendschwärze zuckten die feindlichen Schüsse wie kurze Blitze. Unsere Gebirgsartillerie war herangezogen worden, sie hatte noch ein paar Granaten auf die vom Feinde gehaltene Höhe geschleudert, konnte dann aber wegen des Nachtdunkels nicht weiterschießen, zumal sich die Infanterie anschickte, anzugreifen. Es war erwogen worden, ob man in Deckungen, vor feind-

licher Annäherung durch die vorgeschobenen Schützenketten gesichert, die Nacht abwarten sollte, um dann mit dem ersten Morgengrauen vorzugehen, oder ob einfach der Berg sofort gesäubert werden sollte. Dem Feinde lag daran, uns möglichst lange aufzuhalten; denn die Gebirgsstaffel öffnete ja nicht nur dem deutschen Gros den Ibartalweg, sondern sie konnte im schnellen Vordringen sogar dem serbischen Troß die ernstliche Gefahr eines überraschenden Seitenangriffs bereiten. Die Absicht des Gegners war also bekannt, und es mußte darauf ankommen, ihr mit Entschlossenheit sofort entgegenzuwirken.

In einer Mulde unterhalb des Kitaberges standen unsere Mannschaften vor dem in Nachtdunkel eingehüllten Dedina Stolica. Unruhig wogte das Infanteriefeuer herüber und hinüber. Gelegentlich brandete das Geknatter zu einer großen durcheinanderfahrenden Einheit auf. Man saß, man lag, man kniete . . . man schoß. Da kam der Befehl zum Angriff. Unsern Bayern war es nur recht, denn sie hatten auf die Serben, die ihnen die Nachtruhe verdorben hatten, eine höllische Wut, und kaum war der Befehl gegeben worden, so war schon alles auf den Beinen.

Es war keine Kleinigkeit, sich unter dem starken Feuer des Feindes auf die besetzte Kuppe hinaufzuarbeiten. Eine Stunde lang versuchte man es. Es ging nur schwer voran, aber die Bayern erreichten es schließlich. Fast gingen sie zu tollkühn vor; denn die Serben hatten wiederum Maschinengewehre in Stellung gebracht, die die rauhen Steinhalden von oben her fortgesetzt überstrichen. Zuerst ging es im Dunkel voran, dann aber erhellten mit einem Male Lichtraketen den Bergkegel, und kurz darauf begannen die deutschen Maschinengewehre zu hämmern. Abschnittsweise trug man sie mit dem Vorrücken gegen den Feind heran. Sie streuten ihre Kugelsaat, sie ratterten und knatterten, daß es wild durch die Nacht klang und die Geschosse wie ein dichter Hagel von Eisenschlossen über den Berg dahinfuhren. Von hundert zu hundert Metern rückten die Unsern näher — freilich es sank manch einer von ihnen in den Schnee, den er aus tiefer Wunde rot färbte. Doch ohne Verluste kann ein solcher Kampf nicht abgehen, und so war es denn den Leuten schließlich wie eine Erlösung aus furchtbarer Spannung, als auch das Signal zum Sturm auf das letzte Stück der Höhe gegeben wurde. Der Feind warf wie wütend Lichtraketen in die Luft. Er schleuderte Handgranaten den Stürmenden entgegen, die ihnen aber, mit derselben Waffe ausgerüstet, die Antwort nicht schuldig blieben. Fluchend, furchtbar fluchend gingen sie vor. Bayern! Wie die leibhaftigen Teufel fuhren sie auf die serbischen Stellungen los. Sie schossen nicht mehr, sie hielten, die Kolben nach vorn, die Gewehrläufe mit beiden Händen, zum Zuschlagen bereit, umfaßt. Wer aber noch Handgranaten mit sich führte, hatte die kleinen Wurfbomben schleuderbereit. Die ganze Kuppe des Berges krachte von den andauernden Explosionen, und zwischendurch klang das Schimpfen und Fluchen. Es kam zum Handgemenge. Es war, als ob die Hölle lebendig geworden sei und gegen den Bergkopf anrenne . . . Manch einen packte es noch, denn die Serben waren auf der Hut. Sie machten es unsern Leuten sehr schwer, sodaß sie drei volle Stunden im Kampfe stehen mußten; dann aber

waren sie oben. Ihr Hurrah klang heiser und schaurig. Es klang nach Grimmigkeit, nach erbitterter Wut, es zitterte von dem furchtbaren Draufgehen . . . Gegen Mitternacht war es, als unsere Truppen die Kuppe in Besitz nahmen.

Diese Schilderung des Nachtangriffs zeigt alle Schrecken des Gebirgskampfs; sie beweist uns aber auch, was eine Truppe zu leisten vermag, wenn sie weiß, daß sie das Geforderte leisten muß und was im Falle des Mißlingens auf dem Spiele steht. Hier handelte es sich offenbar um einen frontalen Angriff ohne Rücksicht auf allfällige Verluste. Sieger bleibt, wer den psychologischen Augenblick durchzuhalten imstande ist. Das beweisen die weiteren Darlegungen:

Auf der Höhe, die ihnen so heiße Arbeit gemacht, saßen sie nun. Davor in der serbischen Stellung sah es nicht gut aus. Da lagen die Feinde gehäuft und stumm. Und abseits davon arbeiteten unsere Sanitätsmannschaften. Die Lagerfeuer flammten in die Nacht hinein. Hier saßen unsere Leute, die Bayern; dort hockten Gefangene, viele Verwundete darunter mit vor Schmerz verzerrten Gesichtszügen. Hüben und drüben, Angreifer und Verteidiger, um diesen Berg hatten sie miteinander gerungen, und in der ersten Stunde des neuen Tages, bei den brennenden, knisternden, qualmenden Holzstößen mußten sich Sieger und Besiegte achten, denn alle hatten ihre Schuldigkeit getan. Die Serben hatten sich lange gehalten, dann kam aber doch der Augenblick des Nachlassens, der Zusammenbruch ihres Widerstandes. Nachdem die ersten Kehrt gemacht, folgten ihnen bald die anderen. In das Nachtdunkel hinein flohen sie, doch verfolgende Gruppen nahmen einige hundert Mann gefangen, und von denen, die aus der Wildnis der Berge zu Tale strebten, sind viele dort unten von deutschen Truppen empfangen worden.

Es gab nur eine kurze Nachtruhe. Die Verwundeten wurden von den Sanitätsmannschaften und Kameraden gesucht und zu den am Berghange über dem Ibartale liegenden Hütten der Ortschaften Zezena und Biljanovac gebracht. Mit Fackeln, die im Winde schwelten, die als flammende rote Punkte über dem Kampfboden leuchteten, suchte man die Verwundeten und die Toten, die nun inmitten einer großen Naturschönheit ihren langen Schlaf tun sollten. Man sorgte für die Gefallenen, und dann kam die Stunde des Aufbruchs.

Abwärts gings. Der Weg war mit Waffen und fortgeworfenen Montierungsstücken bedeckt. Die Senke, in der der Josanicabach zum Teil unter steilen Bergwänden dem Ibar entgegenläuft, mußte durchquert werden: das Kopavnik-Bergland tat sich auf, das sich mit hohen Massiven und weit überragenden Gipfeln längs des Ibars südwärts bis Mitrovica erstreckt.

Der Feind floh. Durch die Gewalt des Nachtangriffs der Bayern war er vollkommen erschüttert. Der wilde Sturm auf die Bergkuppe des Dedina Stolica hatte ihm den Mut zu neuem Widerstande genommen. Er gönnte sich keine Ruhe mehr. Man fand überall seine Spuren: Waffen, kleine, flüchtig angemachte Kochfeuer. Beide deutsche Gruppen verfolgten ihn, trieben seine Reste durch das Gebirge, und wenn er nicht schnell genug das Weite suchte, jagten ihn die Gebirgsbatterien mit einigen Schrapnells. Um den Jarebice und Kamenita Kar ging es herum zum Pogrebina, kahlen Felskegeln, die sich zwischen 1300 und 1400 Me-

tern erheben . . . Hier und da fand sich in einem elenden Dorfe der herrlichen Gebirgswelt notdürftige Unterkunft. Doch meist lagen die Leute in ihren Zelttüchern und Decken unter freiem Himmel. Bergauf und bergab folgten ihnen die Tragtierkolonnen. Die Pferde trippelten auf den schmalen, verschneiten Saumpfadern hintendrein, über die sich auch die Gebirgsbatterien nachschoben, und allen, den Menschen wie den Tieren, ist manches Mal Schmalhans Küchenmeister gewesen. Fleisch wurde in den Dörfern zwar meist gefunden, doch fehlte es an Brot.

Der Feind floh. Er räumte sogar die Stadt Raska, die am Zusammenfluß des Ibar und des Raska liegt, denn auch die deutsche Talstaffel drängte heran und stieß so kräftig gegen ihn vor, daß er Munition in Menge liegen lassen mußte. An den Brücken, die über die beiden Flüsse führen, konnte man sie liegen sehen. Um sie nicht in unsere Hände fallen zu lassen, wurde sie ins Wasser geworfen. Kistenweise hatten die Serben die Infanteriegeschosse in den Ibar geschüttet. Der felsige Boden schimmerte gelb. Unter dem Eise der Raska glitzerte es, und ebenso zahlreich war die Artilleriemunition, französische Granaten verschiedenen Kalibers, vernichtet worden. Mit welcher kopfloser Angst und Hast das schließlich geschehen sein mußte, ließ sich daraus erkennen, daß ganze Kisten fest verschlossen in der Raska lagen und noch Bestände am Ufer standen, die man nicht hatte beseitigen können. Unterhalb des alten Zollamts war der Anblick geradezu lächerlich, denn dort guckten die Granaten aus dem Eise der Raska wie Fische, die Luft schnappen wollten. In der Sonne blinkten die Zünderköpfe. Rot und blau leuchteten die Stahlleiber unter dem Eise, und die Kartuschen dahinter waren wie glänzende schimmernde Schwanzflossen . . .

Das alles beweist deutlich und klar, daß das Serbenheer unmittelbar vor dem völligen Zusammenbruche stand und selbst die größte Tapferkeit und glühendste Vaterlandsliebe einzelner Abteilungen nicht mehr helfen konnte. Was aber der Angreifer so gut wie der tapfere Verteidiger durchmachen mußte, erhellt aus einer anderen Stelle, mit der ich diese Mitteilungen aus dem Gebirgskrieg schließen will.

Die Kolonnen marschierten weiter. Es wurde immer kälter. Als am Abend nach dem geschilderten Kampftage der Mond aufging, kamen alle die Spitzen, Zacken und Gräte zum Vorschein, um die kurz vorher von einer anderen Kolonne ebenso unerbittlich und zäh gerungen worden war, alle tief mit Schnee bedeckt. Da meint denn Gomoll: Dort hinauf waren die Bayern und preußischen Jäger gestiegen, während ihnen der Schneesturm mit Stößen und Wirbeln die scharfkantigen, feinen, nadelspitzen Eiskristalle ins Gesicht schlug. Es muß eine Welt des Schreckens gewesen sein, aber sie nahmen von der Bergwelt Besitz, sie packten dort oben den Feind an, der Raska, die Talstadt, nicht hatte halten können, aber sich auf den östlichen Höhen darüber in den Schnee eingrub, um von dort die Vormarschstraßen, seine Rückzugswege, und besonders die auf Mitrovica und die Kosovo Polje, das alte, historische, blutgetränkte Amselfeld beherrschen zu können.

Zwei Tage zuvor, beim Morgengrauen, war dort noch gekämpft worden. Wir hörten davon, denn während wir saßen und von Deutschland sprachen,

kam einer langsam und still aus dem Abendschwarz in das rotglühende Licht des flammenden Feuers. Er trug auch den Tschako; schwarz-weiß war die Kokarde. Beim Kleiderappell hätte er, wie mancher andere, in seinen Lumpen sicher eine schlechte Figur abgegeben. Aber dort am Feuer rückten wir zusammen, damit er einen Platz fände.

Er nickte nur, trat dicht heran und fragte dann: „Kameraden, habt ihr nichts zu essen?“ — „Damit ist's knapp bestellt. Aber komm nur!“ war die Antwort. Als er sich setzte, sahen wir, daß er ein steifes Bein hatte. Es zuckte über sein Gesicht. „Verwundet?“ Unter dem Mantel, zwischen dem zweiten und dritten Knopf guckte die Krankenkarte hervor. Er schob sie fort und sagte: „O, 's macht nichts! Gestern früh. So durch das Dicke vom Oberschenkel. Wenn nur das Laufen nicht wäre . . .“

Er hielt schon Brot in den Händen, die rußschwarz waren und vor Kälte glänzten, Brot und Fleisch. Die Zähne hieben hinein. Und dann trank er Tee. Er schluckte ein ganzes Kochgeschirr voll hinunter, ohne abzusetzen. Als das Getränk warm in ihm hinunterlief, stöhnte er vor Wonne: „Herrgott!“ —

Es war, als ob er auftaute. Er lachte dem Feuer zu, steckte die Hände fast in die Flammen und fing darüber zu erzählen an: Zwei Tage wäre er unterwegs, da er nicht so schnell vom Fleck kam wie die anderen. Er lachte. Zwei magere Tage — etwas Zwieback und Ziegenkäse! Aber nun ist ja auch der Marsch vorbei, und man weiß nur noch, was es vorher war.

Um das Feuer saßen wir mit nach vorn gebeugten Oberkörpern. Alles in dieser Stellung war Frage, und ohne sich lange auffordern zu lassen, sprach der Jäger während des Essens weiter: „Vorher . . . als es bergan ging . . . Donnerwetter, der letzte Tag und dann die Nacht! Es war eine Hundekälte. Zum Festfrieren. Und die furchtbare Glätte. Dazu sah man so gut wie nichts; denn die Flocken stoben so dicht, daß es einem vor den Augen flimmerte und tanzte. In den vollgewehten Senken standen wir bis über den Leib im Neuschnee, der zu glühen anfing, als das Tageslicht heraufstieg, der blendete, daß uns beim Zielen die Augen schmerzten. Aber was konnte man daran ändern? Nichts. Angreifen, das war das einzige, und so mußte eben herangegangen werden, damit das Spiel zu Ende kam.“

Nach einigem Nachdenken sagte er dann: „Gearbeitet haben wir dort oben in Eis und Schnee, daß uns der Schweiß in Bächen über den Körper lief. Stufen, Gänge — es war hart, aber es mußte sein; denn die Maschinengewehre sollten doch auch mitsprechen. Und wie so oft, ging es auch dort: wir brachten sie von Kuppe zu Kuppe, und dann lag der langgestreckte Kamm da, auf dessen Höhe sich die Serben eingeschänzt hatten. Ein Hagel empfing uns. Es prasselte wie ein wildes Wetter. Kameraden fielen, sanken verwundet in den Schnee. Da packte uns die Wut, und was aus den Gewehren heraus konnte, mußte hinaus. Wir schossen, bis die Läufe heiß waren, und wir schossen gut. Dazu hämmerten, knatterten die Maschinengewehre, und dann kam das Brüllen: Hurra! Das Schreien aus vollen Lungen. Wir heulten im Ansturm, denn es war schade um jeden Mann. Da klappte ich selbst um und blieb liegen. Was hinter mir war, jagte vorbei. Sie brüllten alle als ob sie am Spieße

steckten, und dann . . . dann waren sie in den serbischen Schneelöchern.“ Er trank den Tee, der in der Holzasche heiß stand. Zwischendurch lachte er — wir andern schwiegen — und fuhr dann nach einer Weile fort: „Herrgott! Was von den Serben noch da war, hat das Rodeln gelernt! . . . Ihr könnt mir glauben. Und sie sind bei Gott nicht immer auf dem Hintern zu Tal gefahren! Aber runter kamen sie! Die Unsern haben den Berg rein-gefeht!“

Nach einigen Minuten saß er stille, dann wollte er aufstehen; wir halfen ihm und brachten ihn über den Markt zur Krankensammelstelle. Mir schien, daß er Fieber hatte . . .

Soweit Gomoll. Dieser Ausschnitt aus seinem umfangreichen Werk bildet eine treffliche Illustration zu dem lehrreichen Kapitel vom Ernstkampf im Gebirge. Was wir theoretisch voraussehen vermochten, ist zum guten Teil wirklich eingetroffen und beweist, daß die physischen und moralischen, namentlich aber die psychischen Anforderungen, die der Krieg in den Bergen stellt, unendlich groß sind, daß es daher für diese Art Kriegführung starke Nerven, zähe Körper, eisenharte Menschen braucht. Was uns jedoch besonders interessieren dürfte: nach wie vor gilt der Satz, daß dem Mutigen die Welt gehört. Was z. B. die geschlagenen Serben noch auf ihrem Rückzuge leisteten, was die kleinen Standschützendetachementen im Karst vollbrachten und noch vollbringen, was die Vogesenkämpfe uns predigen — alles klingt aus in die Tatsache, daß, wer das Gelände richtig auszunützen versteht, wer sich nicht einschüchtern läßt, auf Gott vertraut und die gelenke Kraft und insonderheit, wer sich auf sich und seine Waffe unbedingt verlassen, wer also gut und sicher, manchmal auch rasch und sicher schießen kann, selbst da den Sieg erringen wird, wo er gegen große Uebermacht zu kämpfen hat. Deshalb fordert der Krieg nach wie vor als Hauptbedingung eine richtige Friedensausbildung und ganz besonders eindringlich die Erziehung zum Genauschuß. Damit komme ich auf den Eingang zurück. Lassen wir uns durch nichts abwendig machen, sondern suchen wir unentwegt mit allen Mitteln unser Volk zu einem Volk von Schützen zu erziehen, denn Zutrauen zu sich und seiner Waffe, Selbstvertrauen und Wagemut sind die besten Gegenmittel gegen kleinliche Zaghaftigkeit, sind die Grundbedingung für jeden Erfolg. M.

Arbeitslose Mannschaft.

Ein Soldat schreibt in einer im Grenzdienst verfaßten Lebensbeschreibung:

„Mein Leben ist ein rastloses Mühen und Arbeiten, bald mit Erfolg, bald mit großen Mißerfolgen, die durch Schlechtigkeit und Bosheit von Mitmenschen, vor allem aber durch den langen Grenzdienst hervorgerufen wurden. Infolge der Mobilisation sind mir jeweils die schönsten Stellen verloren gegangen, die durch dienstfreie oder ausländische Arbeitskräfte besetzt werden.“

Das gleiche Schicksal ereilt auch viele andere; dies ist der Grund, weshalb so mancher mit großer Bitterkeit, ja selbst mit Haß an die verfllossene Dienstzeit zurückdenkt.“

Die Beschäftigung der arbeitslosen Mannschaft nach Entlassung aus dem Grenzdienst ist in letzter Zeit mehrfach in der Presse und in Parteiversamm-